

Peter Annweiler

Welt-Aids-Tag light?

Lokal verortete Gedanken zur Spiritualität
des Gottesdienstes am 1. Dezember

NACHDEM die Weltgesundheitsorganisation WHO den 1. Dezember erstmals 1988 als »Welt-Aids-Tag« ausgerufen hatte, führte sieben Jahre später eine Vorbereitungsgruppe der HuK-Kurpfalz zusammen mit evangelischen und katholischen Geistlichen zum ersten Mal einen ökumenischen Gottesdienst zu diesem Anlass durch. Das war 1995. Erstaunlich finde ich: Dieser Gottesdienst hat sich in Mannheim durch fast zwei Jahrzehnte hindurch als »Klassiker« etabliert und erhalten. In selbstverständlicher Kooperation sind auch die lokalen Aidsinitiativen mit von der Partie: Sie bauen im Kirchenraum Infostände auf und informieren am Ende des Gottesdienstes über ihre Arbeit. Die weiteren Aktivitäten rund um den Weltaidstag sind Straßenkampagnen sowie Benefizkonzerte.

Neben einem »jüngeren« CSD-Gottesdienst ist der Gottesdienst am 1.12. der einzige gottesdienstliche Fixpunkt der schwulen »Community« in der Metropolregion Rhein-Neckar. Auch in den letzten Jahren hielten ihm bis zu einhundert Besucher die »Treue«. Allerdings gilt dabei auch: Der Gottesdienst und seine Besucher sind gleichermaßen gealtert. Mehrheitlich kommen schwule Männer über 50, etliche Mitarbeiter der Aidsnetzwerke, einige Frauen, wenige Junge.

Schwere Kost im Gotteshaus?

Ausgangspunkt meiner Überlegungen für die WERKSTATT SCHWULE THEOLOGIE ist die Rückmeldung eines jüngeren Besuchers aus dem Jahr 2011. Das Motto des damaligen Gottesdienstes hieß »ansteckend«. Neben dem »ansteckenden« Zuspruch, mit der Krankheit leben zu können, gab es auch Kritik an einer »barebacking-Mentalität«. Von nachlassender Prävention war die Rede. Und traditionell wurde im Fürbittengebet auch der an Aids Verstorbenen gedacht. Am Ende des Gottesdienstes kam ein mir unbekannter Mann (ca. 30 Jahre) auf mich zu, bedankte sich für den Gottesdienst, fügte aber in einer Mischung aus Anerkennung und Kritik hinzu: »Für einen ganz normalen Donnerstagabend habt ihr's aber ganz schön voll mit schweren Themen gepackt. Ausgehen will ich jetzt nimmer.«

Der Wunsch nach mehr »Leichtigkeit« in einem schon mit kreativen Elementen reich gestalteten Gottesdienst lässt mich seither nicht mehr los: Sollte der Gottes-

dienst nur einmalig zu »schwer« gewesen sein? Oder ist es so, dass in Zeiten der Eventkultur alles, was mit Grenzen zu tun hat, »schwer« wird? Sind die Jüngeren dabei tatsächlich sorgloser, weil sie Abschiede und Verluste durch HIV und Aids eben nicht so drastisch erlebt haben? Und: Zeichnet sich hier vielleicht auch eine Tendenz ab, die für eine »in die Jahre gekommene« Gedenkveranstaltung spricht, wenn – analog zu Gottesdiensten am 9. November – die Veranstalter die nächste Generation nicht mehr erreichen? Dürfen oder sollen im Blick auf die nächste Generation Mahnung, Klage und Gedenken verschwinden? Darf oder soll der Gottesdienst am Welt-Aids-Tag die Gewichtung »light« bekommen?

Selbst wenn die Tendenz nach mehr »Leichtigkeit« gesellschaftlich unübersehbar ist, gilt auch: Ein »nettes« Thema ist alles, was mit einem »Aidsgottesdienst« zu tun hat, noch nie gewesen. Klage, Mahnung und Gedenken angesichts der Krankheit bleiben zentrale und nötige Elemente eines christlich motivierten spirituellen Umgangs mit HIV und Aids. Dennoch: Eine Re-Vision schadet nicht. Daher möchte ich im Folgenden zunächst einen Rückblick auf die Entwicklung der letzten Jahre geben, um dann zu überlegen, was die Herausforderungen für eine zeitgenössische Spiritualität angesichts von HIV und Aids sind.

Vom Schock zum Sich-Arrangieren

Ein Jahrzehnt hat es vor Ort gedauert, bis sich die Schockstarre der Kirchen gelöst hat. Waren in den Anfangsjahren der Pandemie die Stimmen nicht zu überhören, die von Aids als »Schwulenpest« oder als »Strafe Gottes« sprachen, so waren Gemeinden und lokale Kirchenleitungen erst Anfang der 90er Jahre alarmiert: Das Sterben an Aids und die zugehörigen seelischen Nöte waren in Stadtgemeinden einfach nicht mehr zu übersehen. Parallel zur dominierenden Tabuisierung der Krankheit und Stigmatisierung der Kranken wuchs die Einsicht: HIV/Aids breitet sich weiter aus – unabhängig von sexueller Orientierung und gesellschaftlichen Grenzen. Auch die Kirchen konnten sich da nicht länger wegducken. In Berlin hat dies 1993 zur Gründung der Initiative »Kirche PostitHIV« geführt, auf die der Satz »Die Kirche hat AIDS« zurück geht.¹ Und in nicht wenigen anderen Städten hat sich Anfang der 90er Jahre immerhin ein Netzwerk von Aidsinitiativen zu einem regelmäßigen Gottesdienst rund um den Welt-Aids-Tag zusammengetan.

Der regelmäßige »Aids-Gottesdienst« (so die damalige Kurzformel im »Volksmund«) markierte auch in Mannheim eine Wende. Die Zunahme der Todesfälle und die Sichtbarkeit des Leidens führten immer stärker zu einem Gestaltungswillen im Blick auf notwendige Begleitungen, eben nicht nur im »seelsorglichen Kämmerlein«, sondern auch in der kirchlichen und städtischen Öffentlichkeit eines Gottesdienstes. Gemeinden, in denen um Aidstote getrauert werden durfte, in denen überhaupt das Tabu um einen an Aids Verstorbenen gebrochen werden durfte, waren in diesen Jahren aber noch rar. Drei Jahre mussten die Initiatoren eine Art »Wanderzirkus« durch die Gemeinden hinnehmen. Auch der Gottesdienst war anfänglich von einem Stigma bedroht. Seit 1998 gab es jedoch in der CityKirche

1 Vgl. <http://www.kirche-posithiv.de>, abgerufen am 25.03.2013

Konkordien einen festen Ort. Einsichtige Stadtdekanen beider Konfessionen stellten sich hinter den Gottesdienst und predigten in zwei Folgejahren abwechselnd.

Der Gottesdienst zum Welt-Aids-Tag wurde als wichtiger jahreszyklischer Faktor im Umgang mit HIV und Aids angenommen und wuchs von anfänglichen 25 Besuchern auf 250 Teilnehmer. Er bot Räume der Klage, der Trauer und des Gedenkens. Dabei entwickelte er sich zu einem lokalen Forum angesichts von HIV und Aids. Er wurde mehrheitlich von schwulen Männern besucht, die sich wenigstens hier in ihrer besonderen Verwundbarkeit durch das Virus, ihrer Betroffenheit, ihrer Trauer um Freunde zeigen konnten. Vereinfacht kann man sagen, dass damals Seelsorge und Liturgie von der Dramatik einer zum Tode führenden Krankheit geprägt waren. Die Kernaufgabe angesichts von HIV und Aids bestand in Sterbe- und Trauerbegleitung, die im Gottesdienst am 1.12. einen akzeptierten und wohltuenden öffentlichen Rahmen fand. Prägend war in diesen Jahren die seelische Not rund um Infektion und Krankheit. Seelsorge und Liturgie waren – im wahrsten Sinne des Wortes – not-wendig. Oft konnten sie seelische Not lindern: Einfach, indem es Menschen und Räume gab, die offen waren – ohne Vor-Urteile. Und manches Mal hat für diese Phase auch der stramme Satz gegolten: »Not lehrt beten.«

Durch die neue Therapieformen verbesserte sich dann im neuen Jahrhundert wenigstens in Westeuropa vieles: Die Sterblichkeitsrate ist gesunken. Die Krankheit hat ihre sichtbare Not verloren. Infizierte können dank der wirksamen Therapien mit einem langen Leben und einer stabilen Gesundheit rechnen. Das Selbstbild von Menschen mit HIV hat sich so grundlegend verändert. Von »Todgeweihten« wurden sie zu Menschen mit einer »chronischen Krankheit«. »Positive« und »Negative« sind im Blick auf ihre Lebensqualität wieder »gleicher« geworden. War bis zur Jahrtausendwende letztlich die Begrenztheit des Lebens mit Infektion und Krankheit das dominante Thema, so verschiebt sich in den Folgejahren die Fragestellung auf die Qualität des Lebens mit HIV oder Aids. Nicht mehr »Wie sterbe ich mit Aids?«, sondern »Wie lebe ich mit HIV/Aids?« ist die Frage.

Exemplarisch hat sich dies auch in der Entwicklung der Aidshilfe in der Metropolregion Rhein-Neckar gezeigt. Die bundeslandübergreifende Aidshilfe Mannheim-Ludwigshafen beendete nach Querelen und Abspaltungen ihren Betrieb im Juni 2010. Sie trat aus dem Landesverband der DAHs aus und wurde insolvent. Bei der Neukonzeption eines Beratungs- und Unterstützungsnetzwerks rund um HIV und Aids war schnell klar: Eine »klassische« Aidshilfe soll es nicht mehr geben. Das Wort »Aids« verschwand aus dem Namen. In Trägerschaft der »Psychologischen Lesben- und Schwulenberatung Rhein-Neckar e.V. (PLUS)« nahm 2012 ein neuer Arbeitszweig seine Arbeit auf. Er nennt sich »KOSI.MA«, Kompetenzzentrum zu sexuell übertragbaren Infektionen Mannheim.² Das neue Label macht offensichtlich: HIV und Aids werden unter »sexuell übertragbaren Krankheiten« subsumiert. Die Arbeit der Beratungsstelle ist um eine Stärkung der eigenen Identität von Menschen mit HIV und Aids bemüht – und kreist nicht mehr »defizitorientiert« um die Krankheit.

2 Vgl. <http://www.kosima-mannheim.de>, abgerufen am 21.02.15.

Lokales Gedenken in globaler Dimension

All diese Veränderungen können auch den Gottesdienst zum 1. Dezember nicht unberührt lassen. Auch für seinen Kontext gilt: Die Krankheit ist weniger »sichtbar«. Lebenszeugnisse und »Bekennnisse« zum Leben mit HIV und Aids im öffentlichen und liturgischen Raum sind seltener geworden. Im Wesentlichen gilt auch hier die Paradigmenverschiebung von »Trauer- bzw. Sterbehilfe« zur »Lebenshilfe«. Genau hier muss sich auch der »Sitz im Leben« des Gottesdienstes erweitern: Die Lebens- und Erfahrungswelt derzeit Betroffener muss neben den genannten Elementen von Gedenken, Klage und Mahnung einfließen.

Der Gottesdienst am 1. Dezember ist dabei – wie viele jährlich wiederkehrende Veranstaltungen – nicht davor gefeit, in Tradition und Routine zu erstarren. Er steht wie alle liturgischen Formen vor der Herausforderung einer zeitgemäßen Gottesdienstkultur, die den garstig breiten Graben zwischen »klassischem« Gottesdienst und einer sich immer weiter davon distanzierenden Gesellschaft bearbeitet, etwa mit performativen Elementen, guter Visualisierung und zeitgenössischer Musik. Er darf auch nicht zu einer »Kuschelveranstaltung« ausschließlich für schwule Männer werden, deshalb muss er mit zeitgenössischen Formen (die nicht mit »Eventkultur« identisch sind) beides leisten: Er muss die Lebensbedingungen für Infizierte in Deutschland aufgreifen und gleichzeitig die weiterhin bestehende globale Dramatik um HIV und Aids transportieren. Das ist und bleibt ein hoher Anspruch, der meist auch einen hohen Vorbereitungsaufwand bedeutet. Aber schließlich bleibt ja auch die Lage herausfordernd.

Denn es ist ja keineswegs so, dass im westeuropäischen Kontext Diskriminierung und Stigmatisierung verschwunden sind. Ihre Formen und Spielarten sind vielmehr subtiler geworden: Betroffene dürfen sich »eigentlich« nicht mehr diskriminiert fühlen, weil doch alles so viel besser geworden ist. Aber die Berührungsängste bleiben vorhanden: Der letzte Termin beim Zahnarzt. Getuschel der Kollegen. Eine nicht nachvollziehbare Absage bei einer Bewerbung ... Stigmatisierung hat viele Facetten, die zum Teil viel schwerer nachzuweisen sind als früher.

Deshalb muss im Gottesdienst diese neue Form der Sprachlosigkeit aus Verscheiden und Verdrängen gegenüber HIV und Aids aufgegriffen werden. Denn genau darin besteht eine Stigmatisierung weiter, die auf der Seite der Betroffenen mit Scham und Schuldgefühlen korrespondiert. Die Kampagne »positive stimmen verschaffen sich gehör« der Deutschen Aidshilfe hat diese Thematik in Titel und Anspruch aufgegriffen.³ Übersehen werden ist schlimm. Lebenserfahrungen und Begegnungen, die sich zeigen dürfen, sind für Infizierte eine wichtige Stärkung. All dies ist bereits ein spiritueller und heilsamer Kern eines Gottesdienstes zum Welt-Aids-Tag: Wenn Infizierte und Kranke aus der Ecke des Verscheidens und Versteckens herausgerufen sind und sich zeigen können. Wenn sie in ihrem Wert und ihrer Würde neu gesehen sind und zu einer neuen Gemeinschaft finden. Hinter diesem Anspruch kann kein Gottesdienst am 1. Dezember zurückbleiben.

3 Vgl. die gleichnamige Broschüre der DAH von 2012.

Der Kasus bleibt aber noch zu wenig durchdrungen, wenn allein der hiesige Lebenskontext im Vordergrund steht. HIV und Aids sind weiter als globale Herausforderungen zu sehen. Die Zahlen in Vergangenheit und Gegenwart bleiben erschütternd: 35 Millionen Menschen sind Ende 2013 infiziert oder erkrankt. Mehr als 1,5 Millionen Menschen starben allein 2013 weltweit an Aids.⁴ Die medizinische Versorgung in Afrika und Asien bleibt den Interessen der Pharmakonzerne untergeordnet. Und die Stigmatisierung von Infizierten und Kranken bleibt in manchen Gegenden ungebrochen. Es ist ein politischer und humanitärer Skandal, wenn der Kampf gegen Aids immer weiter von der (medialen und politischen) Tagesordnung rückt. Deswegen darf der Gottesdienst am 1.12. nicht nur auf die »schwule« Community fixiert bleiben. Angesichts der globalen Themen bleibt er ein wichtiges Scharnier zwischen »lokal« und »global«. Er bietet sich auch für die Aidsinitiativen in den Missionswerken und kirchlichen Aidsinitiativen an, Gebet und Aufmerksamkeit auf die dort verankerten Programme zu richten.⁵

Das Schweigen brechen

Bei der »Re-Vision« des Gottesdienstes zum 1. Dezember kommt es in meinen Augen genau auf dieses Scharnier zwischen »lokal« und »global« an. Denn nur so wird die Vision des Kampfes gegen Aids nicht zu klein: Die Krankheit bleibt lokal und global eine kaum zu bewältigende Herausforderung. Deswegen kann auch der Gottesdienst am Welt-Aids-Tag kein »Kasus light« werden. Er darf weder ins »Kuschelige« noch ins »Lamento von Lobbyisten und Funktionären« rund um die Krankheit abgleiten. Diese Balance gelingt in zeitgenössischen Formen am ehesten, wenn er von einem starken theologischen Motiv ausgeht. Für mich ist ein solcher Leitsatz immer wieder in einem Motto gebündelt, das ich bei einer kirchlichen Konferenz zu HIV und Aids in Indonesien kennen gelernt habe: Gott bricht das Schweigen.⁶

Umfassend ist in diesem Motiv nicht nur seelsorgliches, sondern auch liturgisches Handeln rund um HIV und Aids gebündelt. Es ist individuell und gemeinschaftlich zu verstehen. Denn deswegen gibt es ja überhaupt die Initiative zu einem Gottesdienst am Welt-Aids-Tag. Eben weil wir davon ausgehen, dass Schweigen keine Option ist: Weder die Vergangenheit mit ihren Millionen Todesopfern soll verschwiegen werden, noch soll einer neuen Verdrängung der Krankheit Vorschub geleistet werden. Und schon gar nicht sollen die, die mit der Krankheit leben, durch Verschweigen weiter marginalisiert werden. Deswegen soll und muss geredet werden: Von der Bürde Aids. Von einem Leben mit Aids. Von der Vision einer Welt ohne Aids.

4 <http://www.aidshilfe.de/de/presse/basisinfos/zahlen-fakten-hintergruende/hiv-weltweit>, abgerufen am 22.02.15

5 Vgl. <http://www.netzwerk-kirchliche-aidsseelsorge.de>, abgerufen am 22.02.2015

6 »God breaks the silence« – Konferenz von UEM (Vereinte Evangelische Mission), mission 21 und ems (Ev. Mission in Solidarität) Februar 2007 in Java/Indonesien. Vgl. zum selben Titel auch diverse Publikationen der Missionswerke.

Indem der Gottesdienst am Welt-Aids-Tag offenlegt, was ist, stiftet er in der Bewegung von Gottes Reden einen Freiraum, der zum Leben ermutigt, egal ob mit oder ohne Infektion. Eben weil er Elemente kennt, die oft nicht mehr bekannt und geübt sind, bleibt der Gottesdienst zum Welt-Aids-Tag gerade in seiner Andersartigkeit ein wichtiger Versuch der Bewältigung der Pandemie: Gerade indem »positive« Stimmen hörbar werden, indem Menschen ihre Geschichte und Gegenwart zeigen, indem sie singen, beten und gedenken, indem sie sich ihrer Verwundbarkeit bewusst machen, stellen sie ihren Lebenskontext in einen weiteren Rahmen und finden zu einer neuen Solidarität. Wenn es gelingt, diese Dynamik offenzulegen, sind auch Klage, Gedenken und Memento Mori darin keine Fremdkörper.

Re-Vision

Nach diesem Rundgang sehe ich es wieder klarer: Klage, Gedenken und Mahnung bleiben Teil einer Spiritualität des Gottesdienstes rund um den Welt-Aids-Tag. In Verbindung mit Lebenszeugnissen von Infizierten, Kranken und Toten bilden sie ein Gegengewicht zu den Tendenzen einer flüchtigen Leichtigkeit. Es geht dabei nicht um »light«, sondern um »free«. Und in keiner anderen »Inszenierung« kann diese Haltung zusammen mit »schweren« Lebenszeugnissen so stimmig komponiert und kommuniziert werden wie in einem Gottesdienst. Es bleibt in meinen Augen daher nichts anderes als der Versuch, dieses »Andere« gerade für die Ungeübten und Jungen stimmig anzubieten.

Denn die Lebenszeugnisse von Infizierten, Kranken und Toten stehen nicht nur im »Spezialfeld« HIV und Aids. Sie zeigen generell die Verwundbarkeit und Kostbarkeit des Lebens. Und wenn diese Stimmen hörbar werden, zeigen sie die verdrängte und verborgene Seite einer christlichen Spiritualität, die in einer Hochglanzgesellschaft oft nicht zum Tragen kommt: Gottes Kraft wird in der Schwäche stark (2 Kor 12,9). Gerade in der Verwundbarkeit offenbart sich so eine tiefe Menschlichkeit. In der Bewahrung von schmerzhaften Erfahrungen einer Community bewahrt sich stellvertretend die Verwundbarkeit und damit auch die Kostbarkeit menschlichen Lebens.

Abschließend sehe ich: Eine Re-Vision belebt. Denn sie lässt die Vision neu leuchten. Die Vision, dass Gott das Schweigen bricht und ein Leben mit HIV und Aids ein lebenswertes Leben ist.

Peter Annweiler, geb. 1962, nach dem Studium evangelischer Theologie Auslandsaufenthalte in Philadelphia und New York, 1995–2007 Gemeindepfarrer in Kaiserslautern, ab 2008 Pfarrer der CityKirche Konkordien, Mannheim, seit 1995 Gestaltung von Gottesdiensten zum Welt-Aids-Tag und seit Februar 2015 Leiter der ökumenischen Telefonseelsorge der Pfalz.